

Erscheint jeden Mittwoch.
Preis jährlich 3 Rubel
mit Übersendung.

Klemens

Adresse: Саратовъ, католич.
семинарія, I. Крушинскому.
oder: Саратовъ, типо-лит.
Г. Х. Шельгорнъ и К^о,
д. Тилло, противъ театра.

Inhalt. Noch viel zu wenig, also helfet!—Aus den Kolonien für die Kolonisten.—Unsere Erzbischofe.—Bei St. Stephan in Rom.—Stephan Heindel. Vom Kriegsschauplatz.—Korrespondenz.—Aus Welt und Kirche.—Anerlei.—Ankündigungen.—

Bestellungen auf den „Klemens“ werden fortwährend angenommen.

Noch viel zu wenig, also helfet!

Ohne die Armenier zählt unsere Diözese 283,923 Seelen. Davon kommen auf die Städte 105,897. Obwohl in den Städten auch viele Deutsche wohnen, so wollen wir doch für unseren Zweck annehmen, die Städter würden anderen Nationalitäten angehören. Wir behalten also noch 178,026. Setzen wir unsere Rechnung fort und verteilen wir diese auf die Zahl der Abonnenten des „Klemens“, so stellt es sich heraus, daß auf tausend Personen nur vier „Klemens“ kommen! Dieses Mißverhältnis läßt sich auch noch anders bloßstellen. Rechnen wir im Durchschnitt zu jeder Familie acht Seelen, was zweifelsohne mehr als genug ist, dann erhalten wir die Verblüffung: zweihundert zweiundzwanzig Familien halten nur einen „Klemens.“ Das ist doch gewiß viel zu wenig. Da nun unsere Diözese in Norden und Süden geteilt ist, so fragt es sich, wo die meisten Leser sind? Selbstverständlich im Süden. Warum so selbstverständlich? Weil im Süden die geistige Entwicklung weiter fortgeschritten ist. Zu den Klemenslesern im Norden gehören die Priester, Lehrer, Schreiber, Kaufleute, Händler und hie und da auch ein gewöhnlicher Bauer. In manchen Kolonien hat auch noch nicht ein einziges Exemplar Eingang gefunden. Im Süden dagegen hat der „Klemens“ sein eigentliches Heim gefunden. Woher kommt es nun, daß man in nördlichen Dörfern noch so wenig liest? Weil man die Bedeutung der Presse noch nicht begriffen hat. Daraus entsteht aber ein großer Schaden, den zu verhindern ein jeder von uns verpflichtet ist. Des großen Einflusses wegen, welchen das Bücher- und Zeitungswesen heutzutage ausübt, darf niemand in dieser Sache gleichgültig sein. Die verehrten Leser mögen ja nicht glauben, es sei dieses nur so eine Redensart, die ein wenig zu hoch geschraubt ist. Es handelt sich wirklich um unser Wohl und Weh. Wäre das nicht der Fall,

dann würden die Päpste, die Bischöfe, die Gottesgelehrten und andere berühmte Männer die Wichtigkeit der Presse nicht so oft und so eindringlich eingeschärft haben. Im folgenden legen wir allen und jedem einige von solchen Aussprüchen zur gütigen Erwägung vor.

Papst Pius IX., seligen Andenkens, schreibt: „Es ist die heilige Pflicht eines jeden Katholiken, die katholische Presse zu unterstützen und derselben im Volke eine möglichst große Verbreitung zu verschaffen. Die gute Presse ist ein Werk von höchstem Nutzen und größtem Verdienst.“



† Erzbischof Simon Kosłowski.
(Siehe „Klemens“ S. 65, 72 u. 127)

Und Unser gegenwärtig glorreich regierender Hl. Vater Leo XIII., läßt Der wohl eine passende Gelegenheit vorübergehen, ohne die katholische Presse zu empfehlen? Dringt Er nicht bei jedem Anlaß darauf, dieselbe zu unterstützen und zu fördern? „Die katholische Presse,“ schreibt Er, „hat die Aufgabe, die schlechten Bestrebungen der Feinde der Kirche aufzudecken, die Arbeiten der Hirten des Hauses Gottes zu fördern. Darum ist es auch Pflicht der Katholiken, die Presse kräftig zu unterstützen; sie sollen der schlechten Presse alle Teilnahme versagen, die gute aber, so weit es ein jeder vermag, zu Leben und Gedeihen bringen helfen. Die Katholiken können gar nicht genug für ihre Presse thun.“

Vernehmen wir jetzt die Stimmen der Bischöfe.

„Es ist ein Werk von hohem Werte, gegen das tödliche Gift der schlechten Presse sorgfältig zu wachen und die gute Presse wirksam zu fördern. Es sollen alle Christen, denen das Heil für sich und andere lieb ist, sich nach Möglichkeit bestreben, der schlechten Presse unaufhörlich entgegen zu arbeiten, zumal durch Weiterverbreitung der guten.“

Erzbischof Zwerger.

„Ein Katholik, der die katholische Presse nicht

nach Kräften unterstützt, hat kein Recht, sich ein gutes Kind der Kirche zu nennen.“

Bischof Freih. v. Ketteler.

„Kein Katholik darf der Presse gegenüber gleichgültig sein. Eine gute Presse ist der eifrigste Bundesgenosse des Seelsorgers. Wenn diese Presse dem Seelsorger nicht zur Seite steht, so wird dasjenige, was der Priester sagt, bald wieder verloren sein. Wir Katholiken haben die Pflicht, die gute Presse auf jede mögliche Weise zu fördern und zu stärken.“

Bischof Johannes von St. Pölten.

„Es ist unsere Aufgabe, die schlechten Zeitungen durch die guten zu ersetzen. Wollen wir mit Erfolg die Wahrheit verkünden, wollen wir der heiligen Kirche wiederum ihre Rechte erkämpfen, wollen wir der Religion Jesu Christi wieder Geltung verschaffen in der Gesellschaft, im öffentlichen Leben, wollen wir endlich eine große patriotische That vollbringen und die Gefahren, die das liebe Vaterland bedrohen, vermindern — dann laßt uns dafür sorgen, daß die katholische Presse blüht und wächst.“

Bischof Doppelbauer von Linz.

Noch in aller Erinnerung sind wohl die Worte Unseres geliebten Oberhirten, ¹⁾ womit derselbe den Nutzen der Presse zum Ausdruck brachte und den „Klemens“ allen dringendst empfahl. Viele haben denselben zwar Gehör geschenkt, leider ist die Zahl noch viel zu gering, deshalb helfet mit. Liefert Beiträge, sendet Mitteilungen ein und empfehlet auch anderen die Zeitschrift.

Aus den Kolonien für die Kolonisten.

Eine traurige Erscheinung in unseren Kolonien ist gewiß das Streben so vieler jungen Mädchen nach einem Dienste in der Stadt. Als Grund dafür geben sie an, daß der Lohn einer Dienstmagd auf dem Dorfe ein viel zu geringer sei und kaum ausreiche, sich anständig zu kleiden. Sie führen aber noch ganz andere Beweise ins Feld, wodurch jedermann überzeugt werden soll, daß sie in der Stadt die Stelle einer Dienstmagd antreten müssen. Woher sollen sie das Geld zur Aussteuer nehmen? Wie sich die notwendigsten Kleidungsstücke anschaffen? Der Vater ist arm und kann ihr nichts geben; darum wird sie nie zu einer anständigen Heirat gelangen können: arme Mädchen bleiben ja immer sitzen! So jammert die Tochter, die Alten (wohl auch die Vormünder) verstummen und lassen ihr Kind in Gottes Namen in die Stadt ziehen. Ja, jagen sich die Eltern zu einander, unsere Tochter hat recht, daß sie unbedingt in die Stadt will; dort bekommt man ein besseres Gehalt, dreimal so viel wie auf dem Dorfe. Das Kind wird sich jetzt mit Kleidern versorgen können und uns noch manchen Rubel zukommen lassen.

Sollten die Mädchen wirklich nur der Aussteuer wegen einen Dienst in der Stadt wünschen? Wir glauben schon, daß arme Mädchen eher Gelegenheit zu einer Heirat finden, wenn sie ihre Armut durch ein hübsches Kleid in etwas verdecken können, wenigstens auf dem Lande; aber das will nicht einleuchten, daß sie einzig und allein der Aussteuer wegen in der Stadt dienen wollen. Die jungen und auch dummen Mädchen, muß geradezu gesagt werden, lassen sich

nur zu oft den Kopf verdrehen von den „Stadtdienstmägden.“ Diese halten es nämlich für nötig, alljährlich zu Kirchweih — wie politisch sie in der Stadt geworden sind! — sich im Heiratsdorfe in ihrem ganzen Schmucke zu zeigen. Und wirklich, wie sie glänzen, diese Dienstmägde in Dameutkleidern, wie sie den Kopf so hübsch zu halten wissen, wie sie schon ganz anders gehen und eine viel zartere Stimme angenommen haben, als die einfachen Bauernmädchen ihres Dorfes! Da reißen nicht nur die ledigen Bur-schen die Augen auf, sondern auch die Dorfschönen! Die Jungen sind jedoch verständig genug, um einzusehen, daß eine solche Dienstmagd aus der Stadt mit ihren zarten Händchen nicht mehr auf die Bauerei paßt und lassen sie ohne Heiratsantrag wieder hübsch in die Stadt zurückkehren. Vielleicht findet sie dort einen Mann.

Finden die Dienstmägde aus der Stadt bei der männlichen Jugend einen Anklang, so ist dies um so mehr der Fall bei der weiblichen. Auf diese machen sie sogar einen tiefen Eindruck. Ja wenn die auch so einherstolzieren könnten in einem so schönen Kleide und mit dem goldenen Armbande, das Fräulein Dienstmagd aus der Stadt sie sehen ließ, als sie in der Kirche ihr gekräuselttes Haar ordnet! Das wäre so herrlich! Die armen Bauernmädchen lassen sich dann noch gar wunderbar Schönes vormachen: wie im Konzert die Leut' singen, und im Circus die Gän' springen und allerlei Herrlichkeiten, die man in der Stadt genießen kann! Und alles wird von der armen Dienstmagd des Dorfes geglaubt der schönen Kleider wegen. Wie die Eitelkeit ein Mädchen doch so verrückt machen kann!

So reißt der Entschluß; die Dorfdienstmagd zieht in die Stadt. Papa und Mama haben sich, wie wir oben schon hörten, überzeugt, daß es für ihre Tochter gut ist — in der Stadt!

O ihr armen verblendeten Eltern! Habt ihr wohl nicht so viel Verstand, um einzusehen, welchen Gefahren ein junges, unerfahrenes, eitles Mädchen in der Stadt ausgesetzt ist? Wollt ihr, daß zu eurer Armut sich auch noch die Schande und das Elend der Tochter gesellen? Fehlet es wohl in eurem Dorfe an warnenden Beispielen dieser Art? Was spricht man denn da von den meisten Dienstmägden in der Stadt. Wie viele sind schon durch ihren Dienst in der Stadt in Schande geraten und unglücklich geworden? Und eure Tochter, wird sie brav bleiben? Ihr sagt, ihr wollt es hoffen. Das wollen auch wir. Aber wir wissen auch, daß derjenige, der sich leichtfertig in eine Gefahr begibt, darin zu Grunde geht. Schon viele Eltern, die ihren Töchtern in ihrem Leichtsinne erlaubten, sich in der Stadt eine Stelle zu suchen, haben es bitter bereuen müssen. Kleider haben sich die Mädchen angeschafft, ihr aber habt keine Kopeke von ihrem Lohne bekommen, und sie wird in ihrer Schande sitzen bleiben! Das ist das Ende vom Lied.

Und müssen denn arme Mädchen unbedingt dienen? Können sie sich nicht auf eine andere Art ernähren, den Eltern helfen, wenn es sein muß, sich die notwendigsten Kleider anschaffen und für ihre Aussteuer sorgen? Gewiß könnten sie das, wenn sie meinen Rat befolgen wollten.

Da diese jedoch den „Klemens“ nicht lesen, so kannst du, lieber Leser, diesen Rat an stadtlustige Mädchen überbringen. Mein Rat ist — der Webstuhl. An diesem können arme Mädchen so viel verdienen, wie in der Stadt und sind,

¹⁾ Siehe „Klemens“ I. Jahrg. Num. 4.

was besonders hervorgehoben werden muß, vor Verführungen mehr geschützt. Durch das Weben werden sie einst besser versorgt werden mit Kleidern, und ist auch mehr Hoffnung auf eine anständige Heirat vorhanden. Schreiber dieses hat schon manch einen diesen Rat erteilt und sie anstatt in die Stadt auf den Webstuhl gesetzt. Ertheile auch du, lieber Leser, diesen Rat; vielleicht bewahrst du dadurch ein armes, unschuldiges Mädchen vor zeitlichem und ewigem Unglücke!

Barone Sempre da Pertutto.

Unsere Erzdiözese.

Kurzer geschichtlicher Überblick nebst dem Porträt des verstorbenen Erzbischofs Simon Kosłowski.

Die drei Mächte: Rußland, Preußen und Oesterreich nahmen im Jahre 1772 die erste Teilung Polens vor. Rußland erhielt das polnische Livland, die Hälfte der Wojewodschaft Polozk, die Wojewodschaft Witebsk und Mstislaw und einen Teil von Minsk mit 1,800,000 Einwohnern — Katholiken. Die Kaiserin Katharina II. beschloß daher, für diese Katholiken wie auch für jene, die bereits in Rußland waren oder auf ihre Manifeste einwanderten, eine eigene Diözese zu gründen, damit nicht etwa ein ausländischer Bischof über sie Gerichtsbarkeit haben müsse, was für gefährlich gehalten wurde. Durch Ukas vom 12. Mai 1774 gründete sie also eine katholische Diözese unter dem Namen „Белорусская“ d. h. Bistum Weißrußland. Der Bischofsitz sollte in der Gouvernementsstadt Mohilew sein. Als ersten Bischof der neuen Diözese ernannte sie den Weihbischof von Wilna Stanislaus Sierstenczewitsch. Der hl. Stuhl hatte manches gegen diese Ernennung einzuwenden und verweigerte deshalb die Bestätigung. Die Kaiserin gab aber deshalb ihren Plan nicht auf, sondern bat den Papst Pius VI. im Jahre 1780, das Bistum Weißrußland zu einem Erzbistum zu erheben, worauf der hl. Vater jedoch nicht einging. Zwei Jahre darauf (1782) änderte Katharina die Benennung des Bistums Weißrußland in Mohilew um und erhob es eigenmächtig zu einem Erzbistum. Nun ließ der Papst die ganze Angelegenheit nach den Kirchengesetzen ordnen und bestätigte das Erzbistum Mohilew durch eine Bulle vom 15. April 1783. Somit besteht unsere Erzdiözese bereits 117 Jahre.

Zehn Jahre darauf (1793) nahmen die Mächte Preußen und Rußland die zweite Teilung Polens vor, und nach zwei Jahren (1795) machten dieselben Mächte zusammen mit Oesterreich dem Polenreich ein Ende. Fünf lateinische Bistümer waren an Rußland gekommen, welche Katharina mit Ausnahme eines einzigen alle aufhob. Ihr Nachfolger auf dem Kaiserlichen Throne, Kaiser Paul I., billigte dieses Verfahren nicht und trat mit Rom in Unterhandlungen, die den Erfolg hatten, daß die aufgehobenen Diözesen: Wilna, Kamienez, Luzk wieder hergestellt wurden. Anstatt des unterdrückten Bistums Kiew wurde die Diözese Minsk gegründet, und Lidonia erhielt die Benennung Samogitien (Kowno). Die päpstliche Bestätigung dieser Veränderungen erfolgte am 15. November 1798 durch die Bulle «Maximis undique». Die neue Erzdiözese hatte manchen Sturm zu bestehen, bis endlich Kaiser Nikolaus I. im Jahre 1845 von Papst Gregor XVI. in Rom in Audienz empfangen wurde, an welche sich neue Verhandlungen knüpften. Durch das daraus hervorgegangene Konkordat von 1847 wurden die kirchlichen Angelegenheiten der Katholiken in Rußland dahin geordnet, daß die Erzdiözese Mohilew samt den Sprengeln Wilna, Samogitien, Minsk, Luzk und Kamienez beibehalten blieben und die neue Diözese Cherson, d. i. unsere Diözese Tiraspol, gegründet wurde. Bestätigt wurde diese Diözese durch die Bulle «Universalis ecclesiae cura» vom 3. Juli (21. Juni) 1848. Mit der Ausführung der Verordnungen wurde der Erzbischof Ignatius Holowinski als päpstlicher Delegat betraut. Durch ein Dekret der Congregatio Consistorialis vom 18. (6.) September 1852 wurde der Bischofsitz auf kanonische Weise von Cherson nach Tiraspol übertragen und demgemäß die Diözese auch umgenannt.

Im Jahre 1866 den 5. Juni wurde die Diözese Kamienez und anno 1869 den 27. August auch die Diözese Minsk von der

Regierung aufgehoben und erstere der Diözese Schitomir und letztere Wilna einverleibt. Gegenwärtig besteht also unsere Erzdiözese aus folgenden Bistümern: 1) Mohilew mit der unterdrückten Diözese Minsk. Der Erzbischöfliche Sitz ist in St. Petersburg. 2) Wilna. 3) Samogitien (Kowno). 4) Luzk-Schitomir mit der unterdrückten Diözese Kamienez und 5) Tiraspol. Die Diözese Mohilew ist an Raum die größte auf der ganzen Welt. Außer St. Petersburg, Moskau und Witebsk umfaßt sie noch 42 Gouvernements im europäischen Rußland, ganz Sibirien und alle russischen Provinzen in Asien bis an den Großen Ocean. Sibirien allein, was für ein ungeheurer Raum! Um einen anschaulichen Begriff davon zu erhalten, stellen wir folgenden Vergleich an. Sibirien umfaßt 10,922,578 Quadratverst, gleich 12,518,487 Quadratkilometer. Es ist also mehr als dreimal so groß als Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Spanien, Portugal, Belgien, Dänemark, Bulgarien, Italien, Schweden und Norwegen, Schweiz, Türkei, Griechenland und Luxemburg zusammen! Es läßt sich nun denken, mit welchen Schwierigkeiten die Verwaltung einer solchen riesenhaften Diözese verbunden ist.

Der Erzbischof von Mohilew ist auch Metropolit aller katholischen Kirchen in russischen Reiche. Die Metropolitanprovinz zählt an sechs Millionen Katholiken, die den verschiedensten Nationalitäten angehören. Der jüngst verstorbene Erzbischof Simon Kosłowski war der neunte dieses Ranges. Seine hohen Vorgänger waren in folgender Reihenfolge:

Namen der Erzbischöfe.	Präkonisiert.	Gestorben.
1. Stanislaus Sierstenczewitsch.	11. Dez. 1783.	1. Dez. 1826.
2. Kaspar Jezischewsky.	28. Febr. 1827.	16. April 1831.
3. Ignatius Pawlowitsch.	1. März 1841.	20. Juni 1842.
4. Kasimir Dmochowski.	3. Juli 1848.	11. Jan. 1851.
5. Ignatius Holowinski.	5. Sept. 1851.	7. Oktob. 1855.
6. Benzeslaus Schilinski.	18. Sept. 1856.	23. April 1863.
7. Anton Fialkowski.	11. Febr. 1871.	20. Jan. 1883.
8. Alexander Gintowt.	3. März 1883.	14. August 1889.
9. Simon Kosłowski.	2. Dez. 1891.	14. Nov. 1899.

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß der Erzbischöfliche Stuhl einmal über zehn, einmal beinahe acht, einmal sechs und das letzte Mal über zwei Jahre erledigt war. Gebe Gott, daß die gegenwärtige Vakanz nicht so lange dauere!

Sieronimus.

Bei St. Stephan in Rom. I)

Auf dem cäcilischen Hügel, im Süden der Stadt Rom, erhebt sich eine durch ihre Gestalt ganz eigenartige Kirche, die dem hl. Erzmärtyrer Stephanus geweiht ist. Es ist dies ein großer Rundbau, der im Innern noch von einem Kreise von 20 Granitsäulen geteilt wird. Einen merkwürdigen Schmuck dieses Gotteshauses bilden auch die 34 Wandgemälde, welche, nach den Verfolgungen geordnet, die verschiedensten Marter der ersten Christen darstellen. Durch ihre schreckliche Lebenswahrheit sollen sie uns wenigstens eine Ahnung geben von den entsetzlichen Qualen, welche die ersten christlichen Helden für ihren Glauben erdulden mußten.

In dieser Kirche fand am 21. Dezember, nachmittags, eine schöne Feierlichkeit statt, die ich kurz beschreiben will. — Vor kurzem hatte nämlich der hl. Vater dem hochwürdigsten Herrn Fürst-erzbischofe von Görz (Oesterreich), Dr. Jakob Ruffia, die Würde eines Kardinals verliehen und ihm als Titelfirche die oben erwähnte Kirche des hl. Stephan zuerteilt. Heute sollte nun die Besitzergreifung dieser Kirche durch Se. Eminenz stattfinden.

Gegen 4 Uhr nachmittag versammelte sich der Klerus der Kirche an der Pforte, um den hohen Herrn zu empfangen. Außer diesem und einer zahlreichen Volksmenge hatten sich viele Oesterreicher eingefunden, um bei der hohen Auszeichnung zugegen zu sein, die ihrem Landsmanne zuteil geworden war. Auch hohe kirchliche Würdenträger hatten auf Ehrensitzen Platz genommen.

Bald kam Se. Eminenz, eine hohe, stattliche Erscheinung, voll Würde und Milde zugleich. Ihn empfing der päpstl. Cämerniär, Mons. Respièghi, und legte ihm den herrlichen Purpurmantel mit

1) Aus Mangel an Raum — verspätet. D. Red.

Hermelinftragen um. Se. Eminenz empfängt nun vom Rektor der Kirche den Sprengwedel, mit dem er sich selbst und das Volk besprengt. Hierauf kniet er nieder und küßt ein einfaches, hölzernes Kreuz, das man ihm darreicht. Welch ein ergreifender Anblick! Ein hoher, erhabener Kirchenfürst, in Demut gebeugt, das Zeichen des Heiles innig an seine Lippen pressend! — Hierauf setzt sich die Prozession in Bewegung. Zugleich stimmen auch die Sängler der «schola Gregoriana» den bischöflichen Einzugs hymnus «Ecce sacerdos magnus» an. Die schola Gregoriana ist eine Mutterschule für cäcilianischen Kirchengesang an der Deutschen Nationalkirche S. Maria dell' Anima in Rom. — Am Altar des allerheiligsten Sacramentes macht die Prozession einen Augenblick halt, und Se. Eminenz verrichtet eine kurze Anbetung vor dem im Sacramente verborgenen Heiland. Hierauf geht es zum Hochaltar. Nach einem kurzen Gebete besteigt der hohe Prälat den Thron. Ihm zur Seite sitzen seine beiden Thronassistenten, dem Throne gegenüber nimmt der Klerus der Kirche Platz. Ein vom Hl. Vater dazu bestimmter Priester liest nun die Bulle vor, in welcher das Oberhaupt der kath. Kirche den hohen Prälaten zum Kardinalpriester erhebt und ihm die Kirche des hl. Stephan (S. Stefano rotondo) als Titelfirche zuweist. Hierauf tritt der Rektor der Kirche vor und begrüßt in lateinischer Rede Se. Eminenz. Er beglückwünscht ihn zu der hohen Würde und gibt seiner Freude Ausdruck, daß Se. Eminenz gerade diese Titelfirche übergeben wurde, die vor ihm so berühmte Kardinal, z. Bsp. ein Paulus Melcher besaßen. Der Kardinal erwidert auf diese Rede in den herzlichsten Worten und bittet die Anwesenden, für das Wohl Se. Heiligkeit, Papst Leo XIII. zu beten. Auf diese Aufforderung knien alle Anwesenden nieder und erfüllen sogleich die Bitte des Kirchenfürsten. Nach diesem Gebete erheben sich alle Kleriker der Kirche und steigen paarweise zum Throne empor, um ihrem neuen geistlichen Vater und Herrn den gebührenden Huldigungskuß zu leisten. Nach dieser feierlichen Handlung stimmt der Rektor der Kirche den ambrosianischen Lobgesang an, der von der schola Gregoriana mit Begeisterung fortgesetzt wird. Der Kardinal, der bisher während des „Te Deum“ am Throne stand, steigt nun hernieder zum Altare und erteilt als Schluß der Feier seinen oberhirtlichen Segen und einen Ablass von 100 Tagen allen anwesenden Andächtigen.

Gehobenen Herzens verläßt das Volk das Gotteshaus, begeistert von den herrlichen Ceremonien unserer hl. Kirche, und von Ehrfurcht und Liebe entflammt gegen den Hl. Vater und seine Stellvertreter, die Bischöfe, denen der besondere Beistand des hl. Geistes zugesichert ist bis an das Ende der Zeiten.

S—.

Stephan Heindel.

Eine geschichtliche Erzählung aus der ersten Zeit der deutschen Ansiedler an der Wolga.

(Fortsetzung.)

Die Hochzeitsfeierlichkeiten waren zu Ende und damit auch die guten Tage der Braut. Sie war von nun an nur die Magd ihres Mannes. Das zeigte sich gleich beim Aufbrechen des Lagers. Da mußte die Frau mehr schaffen als der Mann. Schon in aller Frühe war alles auf den Beinen. Stephan, Rasumow und die anderen Sklaven mußten selbstverständlich den größten Teil der Arbeiten verrichten. Die Zurten wurden schnell zusammengerissen und in Bündel geschnürt. Um Schutz gegen Sonne und Wind zu haben, wurden alle Wagen mit Spiegeln versehen, die man mit Leinwand überzog. Nach einigen Stunden war alles Gepäck zusammengeschmalt und die Kamele damit beladen. Kleine Kinder, die noch nicht reiten konnten, wurden in einen Sack gesteckt und auf den Dromedaren festgebunden oder auch an den Hals einer Kuh gehängt. Manches Tier hatte deren sogar zwei zu tragen. Endlich legten die Frauen die schönsten Kleider an und setzten sich in die Kibitka. Ein Pfiff des Führers, und der Zug setzte sich in Bewegung. Die Kirgisen sprengten auf ihren flinken Pferden in die Kreuz und Quer, laut singend, pfeifend, johlend und mit der Peitsche knallend. Wie eine große Nebelwolke erhob sich der wirbelnde Staub und vermischte sich mit dem von der Stirne herabrieselnden Schweißtropfen der Reisenden.

„Nun ade Heimat,“ sagte Rasumow, „ich werde dich wahr-

scheinlich nicht mehr sehen.“ — „Wo geht's denn hinaus?“ — „Wie du siehst, nach Süden. Sie werden sicher den Fluß Emba überschreiten, weil sie in der dortigen Ebene Weide zu finden hoffen. Dann haben wir den Aralsee links und das Kaspiische Meer rechts, vor uns aber die Turkmeneu. Das gefährlichste Nest für uns ist die Stadt Chiwa, denn dort ist ein großer Sklavenmarkt, und wer weiß, ob wir auch nicht als gute „Ware“ ausgestellt werden.“ — „Handeln denn die Kirgisen mit Menschen?“ — „Sont werden.“ — „Handeln denn die verdorbenen Sarten und Turkmeneu ihnen die Geraubten nicht abkaufen, dann würden die Kirgisen von den Sklaven keinen besonderen Nutzen haben. Mit einigen Hirten könnten sie sich begnügen. O dieses Volk!“ — „Ist denn niemand Herr über dieses räuberische Volk?“ fragte Stephan weiter, mußte aber auf Befehl des Herrn sich an einen anderen Platz begeben und konnte die Antwort des Rasumow nicht mehr vernehmen. Erst nach fünf Tagen kam er mit demselben wieder zusammen. Sie hatten die Emba erreicht. Hier in der Umgegend wollten die Kirgisen einige Zeit verweilen und schlugen deshalb ihre Zelte auf. Stephan und Rasumow mußten das Vieh hüten und richteten es so ein, daß sie beisammen sein konnten. „Ich weiß nicht,“ sagte eines Abends Stephan zu Rasumow, „wo wollen nur die Kirgisen hin? Wie ich gehört habe, soll es noch weiter nach Süden gehen, aber der Winter ist doch nicht ferne, und dann zurück?“ — „Na, weißt du denn nicht, daß die Kirgisen ein Wandervolk sind? Wo sie in diesen Steppen hinkommen, da sind sie zu Hause.“ — „Recht, du erinnerst mich jetzt daran. Ich habe schon einmal gefragt: Haben denn die Kirgisen keinen Herrn über sich?“ — „Gewiß, sie sind ja russische Unterthanen.“ — „Was?“ rief Stephan, russische Unterthanen und schleppen uns in die Verbannung? Ist das möglich?“ — „Nicht nur möglich, sondern auch wirklich,“ erwiderte Rasumow. „Die Kirgisen teilen sich in zwei Hauptgruppen: die Kaizaken und die Schwarzten oder Kara-Kirgisen. Erstere Gruppe zerfällt in drei Horden, wovon die unfrige die Westliche heißt. Schon vor 42 Jahren (anno 1734) mußte der Chan unserer Horde die Oberhoheit Rußlands anerkennen. Weitere Folgen hat aber diese Anerkennung nicht gehabt. Die Kirgisen schalteten und walteten nach wie vor, und dieses wird noch lange so fortgehen, wenn den Turkmeneu nicht das Handwerk gelegt wird. Wer hindert die Kirgisen? Die ganze Strecke von Jaisk (Ural) bis zur chinesischen Grenze betrachtet er als seine Heimat, wo ihn niemand etwas zu befehlen hat. In die Nachbargrenze fällt er plündernd und raubend ein und spricht so jeder Unterthänigkeit Hohn. Du machst dir des Winters wegen Sorge. Die Kirgisen denken nicht weiter daran, als daß sie hierher und noch weiter nach Süden ziehen, wo ihr Vieh mehr Futter finden kann, und setzen sich weiter keine Grillen in den Kopf. Das ganze Streben des Kirgisen läuft dahin, recht große Herden zu besitzen. Kann er sich dessen rühmen, dann ist er selig. Weil er aber um die Erhaltung seiner Herden nicht besonders besorgt ist, so geht ihm viel Vieh verloren. Wenn wir den Winter hier durchmachen, dann wirst du das selber erleben.“ — „Ganz gut,“ unterbrach Stephan, „aber woher nimmt er das Vieh?“ — „Sui! Er weiß sich zu helfen. Hast du vergessen, was die Kirgisen aus deiner Heimat mitgenommen haben? Mangelte es an Vieh, so rotten sich mehrere Familien zusammen und ziehen auf einen Raubzug aus. Ein solches Unternehmen nennen sie „Baranta.“ Menschen und Vieh schleppen sie heim, und da ihnen das Vieh lieber ist als die Sklaven, so verhandeln sie letztere auf ersteres. Ich habe eine Ahnung, als ob wir das selber an uns erfahren werden. Zieht unsere Horde noch weiter nach Süden bis zur Ust-Zurta, dann möchte ich nicht mehr daran zweifeln.“ — „Wir ist es einerlei,“ erwiderte Stephan kalt, „schlechter kann ich es nicht mehr haben. Nas und Gedärme wird es wohl überall geben.“

Zwei Wochen waren seitdem vergangen. Ausgesandte Kundschafter kehrten zurück, und ihre eingezogenen Erkundigungen lauteten günstig. Sogleich wurde aufgebrochen, um in die Steppe Ust-Zurta zu ziehen, denn dort sollte der Winter verbracht werden. Stephan äußerte seine Freude darüber; denn, meinte er, wenn sein Herr ihn wirklich verkaufen sollte, so könnte er vielleicht dort einige Seel männer treffen und mit ihnen sein Leid teilen. Schlechter könne es nicht mehr gehen, behauptete er beständig. Als sie nun ihren neuen Aufenthaltsort erreicht und das Lager aufgeschlagen hatten, befahl der Herr, Stephan, Rasumow und die anderen Sklaven zu

binden. „Jetzt geht's los“ sagte Kasumow, „mach dich bereit!“ — „Bin auf alles gefaßt,“ sprach Stephan traurig, „nur ein Gedanke trennt mich unaufhörlich. Wenn ich mir vorstelle, wir könnten getrennt werden, so geht mir jedesmal ein Stich durchs Herz.“ — „Mir auch,“ setzte Kasumow hinzu, und beide beobachteten tiefes Schweigen. Aus den Reden der Kirgisen wurde ihnen klar, daß sie wirklich nach Chiwa auf den Sklavenmarkt gebracht werden sollten. Zwei Tage waren sie bereits gefesselt, als man sie von den Fesseln befreite und jeden ein Pferd besteigen ließ. Nun wurden ihre Füße unter dem Bauche des Pferdes fest angeschallt und um ihren Leib ein starker Strick geworfen, der mit dem anderen Ende am Sattel der Kirgisenpferde befestigt war. So von zwei Reitern in die Mitte genommen, ging es nun im Galopp davon. Nur wenig Raft wurde den Pferden gegönnt. Besonders schwierig war der Ritt in der Sandwüste. Stephan staunte über die Ausdauer der Kirgisenpferde. Als sie die größte und schlechteste Strecke zurückgelegt hatten, wurde Halt gemacht. Die Sklaven durften nicht mehr reiten. Außer dem Strick um den Leib wurde ihnen noch ein solcher um den Hals gelegt und die Hände auf den Rücken gebunden. Dann setzten die Kirgisen wieder auf, und die Armen mußten hindredeln laufen. Wenn sie nicht recht nachkamen, so schnürte sich die Dse am Halse zu und verursachte nicht geringe Schmerzen. Hätte die Hoffnung auf einen größeren Gewinn die Kirgisen nicht zurückgehalten, so hätten sie ihre Opfer zu Tode geschleift. Nicht Menschlichkeit, sondern schneide Habgucht war es auch gewesen, die die Kirgisen bewogen hatte, in der letzten Zeit die Sklaven besser zu füttern, damit sie ein volles gesundes Aussehen bekämen.

Die Sandwüste hatte ein Ende. Auf dem Boden zeigte sich Gras. In der Ferne kamen schlanke Pappeln zum Vorschein, hinter welchen mehrere Kuppeln auftauchten. „Gott sei Dank!“ rief Stephan, „wir sind nahe an der Stadt.“ So war es in der That. Nach einer halben Stunde hatten sie den Sklavenmarkt in Chiwa erreicht. Er lag mitten in der Stadt und war sehr belebt. „Am Himmels willen! Was macht man mit den Menschen hier“ rief Stephan erstaunt, als er die nackten Sklaven reihenweise dastehen sah. „Das wirst du gleich erfahren,“ erwiderte sein Herr höhnisch. „Die Kleider ausgezogen! Geschwind!“ Stephan wollte noch dagegen Einsprache erheben, aber die fürchterliche Nagaika beraubte ihn der Sprache. Im Adamskleide mußte er sich neben den anderen stellen und sich von den Käufern begaffen lassen. Zu seinem Glück fand sich bald ein Sarte, der ihn kaufen wollte. „Ein tüchtiger Kerl,“ sprach der Kirgise, „erst vor einem Jahre aus Rußland gebracht. Der kann dir die schwersten Arbeiten verrichten. Gesund und stark. Da befühlte einmal seine Schulterknochen! Betrachte den Brustkasten, wie der so gehoben ist. Wirklich ein Arbeiter erster Klasse.“ „Wie hoch hast du den Preis für ihn gestellt?“ — „26 Ochsen und 16 Schafe.“ — „Sei geschick, das ist doch viel zu viel. Dafür kann ich drei bis vier Sklaven kaufen.“ — „Mag sein, aber nicht solche wie dieser da,“ prahlte der Kirgise, indem er Stephan recht unanständig auf die Schulter klopfte. „Kauf ihn nur, die 10 Schafe will ich schon nachlassen.“ — „Nimm 10 Ochsen, und wir sind einig.“ — „Gib 15!“ „Nimm 12!“ — „Einverstanden!“ Sie schlugen ein und der Handel war abgeschlossen. „O ihr Unmenschen!“ murmelte Stephan, „bin ich denn nicht mehr wert als zwölf Ochsen?“ Stephens Erwartungen, auf dem Sklavenmarkt Landsleute zu treffen, gingen in Erfüllung. Noch ehe er von dem Sarten gekauft worden war, hatte er die große Freude, seinen Bruder Martin zu finden. Der Kirgise hatte ihn soeben für sechsunddreißig Schafe verkauft. Die Brüder hatten nur so viel Zeit, daß sie sich begrüßen und verabschieden konnten. Stephan fragte den Turfmenen, welcher Martin gekauft hatte, wo er seinen Wohnsitz habe, und jener war auch so höflich und nannte sein Raschlik. Sogleich ritt er fort und ließ Martin an einem Strick nachlaufen.

Muhammed — so hieß Stephens neuer Herr — ließ seinen Sklaven im Garten arbeiten. Stephan staunte über den Reichtum seines Herrn. Dieser bewohnte einen schönen Palast. Eine Menge Sklaven bediente ihn. Er hatte nur einen Sohn und eine Tochter. Muhammed trieb Handel im Großen. Er besaß sechzehn Warenmagazine. Dazu einen Obstgarten von 30 Dessjatinen. Apfel, Birnen, Kirichen, Weintrauben, Quetschen, Feigen, Johannisbrot u. and. wurden darin gebaut. Bei der Ankunft Stephens zählte die Herde

Muhammeds 900 Kamele, 8000 Schafe, 15 Esel, 80 Pferde und 200 anderes Stück Rindvieh. Mehr als hundert Knechte waren angestellt, um dieses Vieh zu versorgen. Mit einem Worte, Stephens Herr war ein grundreicher Mann. Worrüber Stephan sich besonders freute, war dieses, daß er nun nicht mehr an Hunger und Durst zu leiden hatte. Essen und Trinken wurde vollauf gegeben. Noch nie in seinem Leben hatte Stephan einen so guten Tisch gehabt. Auch wurde er nicht grob behandelt. Die Arbeiten im Garten waren auch nicht schwer, so daß Stephan mit seiner Lage ganz zufrieden war. Hätte er nicht Heimweh und das Verlangen, mit seinem lieben Bruder zusammen sein zu können, gefühlt, dann hätte er nichts mehr zu wünschen übrig gehabt.

Nachdem Stephan sich den ganzen Garten und das neben demselben gelegene Ackerland angesehen hatte, war es ihm klar, auf welche Weise die Stadt Chiwa und ihre Umgegend eine Oase in der Sandwüste geworden sei. Die Einwohner von Chiwa hatten nämlich eine künstliche Bewässerung des Ackerlandes eingeführt. Aus dem Flusse Anu-Darja war ein Hauptkanal in verschiedenen Windungen durchs ganze Land geführt, aus dem unzählige Nebenkanäle — Arlyki genannt — abgeleitet wurden. Muhammed unterhielt diese Arlyki auf eigene Kosten, darum war das Ackerland auch sein Eigentum. Die weniger bemittelten Einwohner hatten jedoch kein Eigentum, das bemerkte Stephan im nächsten Frühjahr. Die Kanäle sind so eingerichtet, daß ein jeder Wirt so viel Wasser auf sein Land laufen lassen kann, wie er braucht. Im Herbst werden alle Nebenkanäle verschlossen. Der Winter ist äußerst gelinde, und schon anfangs Februar zieht der Frühling ins Feld. Im ersten Frühlingstage bemerkte Stephan auf dem Marktplatz einige hundert Paar Ochsen stehen. Ein jedes Paar war vor einen Pflug gespannt und nebenbei stand ein Sklave. Stephan erkundigte sich über die Bedeutung dieser seltsamen Erscheinung, und man erklärte ihm die Sache so. „Die meisten Einwohner von Chiwa besitzen kein Eigenland. Nur solche Krösus, wie dein Herr einer ist, haben eigenen Boden. Von dem gemeinschaftlichen Lande wird einem jeden so viel zugeteilt, wie er braucht und bearbeiten kann. Um dieses zu erfahren, muß ein jeder, der ansäen will, seine „Kosch,“ d. h. ein Paar Ochsen mit dem Pflug und einem Knechte, auf den Markt bringen. Je mehr Kosch jemand aufstellt, desto mehr Land bekommt er auch. Übrigens ist der Ackerbau unser letztes Geschäft, denn es bringt nicht viel ein. So ein Garten, wie dein Herr hat, das ist die Quelle des Reichtums. Ach, was da für ein schöner Teich in der Mitte ist! Und diese prachtvollen Pappeln und Weiden, die ihn umkränzen, wer sollte daran nicht sein Wohlgefallen haben? Glücklich ist doch dieser Muhammed!“ —

Sieronymus.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Seit der erlittenen Niederlage am 3. Dez. schmiedet der General Buller verschiedene Pläne, um die Stellungen der Buren mit Erfolg anzugreifen. Einige kleine Zusammenstöße haben bereits stattgefunden, aus denen die Engländer nicht ohne Verlust davongekommen sind. Wenn der in Ladismitz von den Buren eingeschlossene General White in den nächsten Tagen keine Hilfe bekommt, so muß er sich ergeben. Infolgedessen erwartet man jeden Tag eine entscheidende Schlacht. In England wartet man mit Ungeduld darauf, natürlich in der Hoffnung auf einen glänzenden Sieg. Wer weiß? Die englischen Truppen hatten bis jetzt auf eigenem Boden nur ihre belagerten Garnisonen zu befreien. Trotzdem England an allen Punkten seine Mannschaft verstärkt, sind die Buren dennoch in der Übermacht. Die englischen Generale haben noch keinen Erfolg zu verzeichnen.

Aus Washington kommt die Nachricht, daß der Senat einen von sämtlichen Mitgliedern eingebrachten Beschlußantrag angenommen hat, in welchem Mac Kinley um Auskunfts ersucht wird, ob irgend ein Vertreter Transbaals um Anerkennung nachgesucht habe, und ob, wenn dies geschehen, solches Gesuch bewilligt worden sei; wenn aber das Gesuch abgelehnt worden, aus welchem Grunde die Ablohnung erfolgt sei.

13. Jan. Der englische General Warren wollte den Buren Spionskop wegnehmen, wurde aber tüchtig aufs Haupt geschlagen.

Privatmeldungen zufolge beträgt der Verlust Baarens 800 Tote und 1500 Verwundete, dazu noch fast die ganze Artillerie. Daß die Buren gesiegt haben, meldet Buller, der ebenfalls geschlagen ist.

K o r r e s p o n d e n z.

Semenowka. (Gouv. Saratow.) Alle drei Jahre werden in allen Kolonien der Bergseite Gemeindevorsteher gewählt. Eine derartige Wahl fand auch Ende Dezember in der Semenowkaer Wolost statt. Für das Dorf Semenowka wurde die Wahl bis auf den 28. Dez. verschoben und zwar war es die letzte im Kreise. Da Semenowka seit Jahren an einem gewissen Krebschaden leidet, nämlich Trunksucht und Schwelgerei, so hat unsere Wolostverwaltung wohl die Andeutungen des „Klemens“ im Auge gehabt, als sie Semenowka recht schöne Zeit zur Wahl ließ, damit doch mal ein nüchterner Vorsteher ans Ruder komme. Diese Wünsche der Wolostverwaltung verfehlten ihre Wirkung nicht. Am 28. Dezember um 9 Uhr morgens erscholl der Ruf des Wächters zur Vorsteherwahl. Die Stimmberechtigten, welche vorher reiflich überlegt, was ein Vorsteher in einer Gemeinde nützen und schaden könne, erschienen fast alle im Schulhause des Dorfes. Den Vorsitz hatte unser Herr Obervorsteher Balthasar Säger. Die Wahl fiel auf unseren Mitbürger Johannes Werner. Er erhielt 198 Stimmen, während die sieben anderen Kandidaten nicht über 70 Stimmen kamen. Das Amt eines Vorstehers wurde Johannes Werner sofort mit Sack und Pack übermietet. Da genannter Vorsteher bisher kein eigenes Haus besitzt, trotzdem er sonst wohlhabend ist, so hat die Gemeinde eine Dorfkanzlei gemietet. Herr Werner scheint für Semenowka der rechte Vorsteher zu sein; denn erstens ist er ein sehr nüchterner Mann, zweitens besitzt er den Bildungsgrad von 4. Klassen unseres Seminars zu Saratow und hat 20 Jahre Küsterstelle versehen, und drittens ist er kein Hasenfuß, der gewöhnlich zu allem Ja sagt oder unverrichteter Sache die Flinte ins Korn wirft. Und Arbeit steht bei uns viel bevor. Die Erle-Quelle, die unsere Vorfahren schon vor 50 Jahren hätten ins Dorf führen sollen, da dasselbe sehr wasserarm ist, wartet schon lange auf ihren Mann. Das Ministerium der Reichsdomänen hat bereits 15 tausend Rubel zugesichert, falls ein Techniker den Kostenanschlag mit Plan über die gewünschte Wasserleitung von sieben Werst vorstellt. Solche Techniker sind in Saratow in Hülle und Fülle und hoffentlich noch zu mäßigen Preisen zu haben. Unbedingt notwendig wäre für Semenowka fernher ein Glockstuhl, Kirchhof und Gemeindegelände. Das Schulhaus brannte am 23. Januar 1876 nieder und bisher verzieht diese Stelle eine alte Kumpellammer, welche für den Schulunterricht durchaus nichts taugt, um so mehr, wenn wir in Erwähnung ziehen, daß die Schule die Hälfte der schulpflichtigen Kinder nicht einmal fassen kann, und somit viele des Schulunterrichtes beraubt werden. Es ist dies eine wahre Schande für Semenowka, aber ich muß die Wahrheit gestehen, wenn wir Semenowkaer Gemeindeglieder nicht mit einem Beschlusse einkommen um ein Darlehen bei der Landschaft, so bekommen wir dieses niemals.

„Ein Freund der Wahrheit.“

Aus Welt und Kirche.

a) Inland.

Saratow. Kanonikus Gabriel Dnoschko hatte in seinem Testamente unserem Seminar in Saratow 12,000 Rubel für ein Stipendium vermacht. Der größeren Sicherheit wegen hatte der Verstorbene sein Testament in der Moskauer Kreditgesellschaftsbank (МОСКВ. ОБЩ. БАНК. КРЕДИТ.) zur Aufbewahrung niedergelegt. Nach dem Tode des Kanonikus wurde das Paket in der Bank geöffnet und sowohl das Testament darin gefunden, wie auch 15,000 Rubel in verschiedenen Procentpapieren mit noch nicht abgeschrittenen Kuponen. Die Bank behielt das Geld und die Procentpapiere und übergab das Testament dem Gerichtsvollstrecker. (Судебный Приставъ.) Dieser schickte es dem Friedensrichter Gustav Freimark, der es seinerseits dem Schwurgerichte zur Bestätigung übermitteln sollte. Statt dessen publizierte aber der Friedensrichter in № 97 der „Gouvernementszeitung“, daß das Testament des Kanonikus Dnoschko verloren gegangen sei. Das ist soviel wie: das Tiraspoler Seminar kann das

ihm vermachte Geld nicht bekommen, die Erben Dnoschko werden es einstecken, freilich nicht ohne Prozeß. Als Testamentvollstrecker hatte Kanonikus Dnoschko den Herrn Pfarrer in Saratow, Mansionarius Grafen Georg Schembel notariell ernannt, welcher nun die Wiederherstellung des Testaments zu betreiben hat. —

Der schon früher in Aussicht gestellte literarisch-musikalische Abend zum Besten unseres Wohlthätigkeitsvereines wird am 23. Januar im Saale des Kommerzklubs stattfinden. Nach dem Konzerte werden Tänze aufgeführt. Alle werden dringendst gebeten, doch recht zahlreich diesen Abend zu besuchen, von dem die Verwaltung des Vereines in ihrem gegenwärtig wirklich trostlosen Zustande großen materiellen Erfolg erwartet.

— Maria Karajewa hatte in ihrem Testamente die Kirche in Tiflis mit 2000 Rubeln bedacht. Der Herr Minister des Innern hat nun gestattet, besagte Summe zum Ankauf einer Orgel verwenden zu dürfen.

Stawropol. (Kaukasus.) Am 9. Januar ist hier Karolina Maschudnis, lutherischer Konfession, unter Beobachtung aller diesbezüglicher Vorschriften von P. J. Petschnro in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen.

Neu-Kandel. (Bogunsk, Kreis Tiraspol.) Vom Ministerium des Innern ist die Erlaubnis zum Bau eines Bethauses in Neu-Kandel, Pfarrei Sewerinowka, erfolgt.

Marienthal. (Gouv. Samara.) Am 9. Dezember um 9 Uhr abends verkündete Glockengeläute, daß Feuer ausgebrochen sei. Es brannte die mit Weizen und Korn angefüllte Windmühle des Jakob Kohr. Das Feuer war so groß, daß es von Louis aus (12 Werst) gesehen werden konnte. Der Schaden beläuft sich auf 1500 Rbl. Die Ursache des Brandes ist unbekannt.

Sofnowka (Schilling.) (Gouv. Saratow.) Vor ungefähr zwei Jahren hatte der hiesige Einwohner Martin Kaufmann, ein Greis von 70 Jahren, ohne Erben, sich eine Dampfmühle für 35,000 erbaut, die er aber nicht versichert hatte, weil ihm die jährliche Versicherungssumme 750 Rbl. zu hoch schien. Am 2. Januar ist nun diese Mühle ein Raub der Flammen geworden, wodurch der Eigentümer 45,000 Rbl. Schaden erlitten hat. Die unliegenden deutschen Dörfer sind natürlich auch geschädigt, da sie ihre Frucht nicht mehr so vorteilhaft verkaufen können.

Kurland. Über eine merkwürdige Himmelserscheinung, die am 31. Dezember um 5 Uhr morgens auf dem Lande 30 Werst von der kurischen Westküste am nordwestlichen Firmament beobachtet worden, geht dem „Rig. Tgbl.“ aus der Umgegend Libaus ein Bericht zu, dem Folgendes entnommen wird: Der Mond stand in einem Strahlenkreuz und war von einem dunklen vom helleren Firmament deutlich abstehenden, breiten Rechteck umgeben, dessen Seitenwände leuchtende Farbenbüschel in Rot, Grün, Blau und Gelb ausstrahlten, als ob sie hinter einer dunklen Wand hervorschössen. Während am hellblauen Firmament die Sterne leuchteten, war in dem dunklen Rechteck kein Stern sichtbar. Diese Erscheinung dauerte etwa eine halbe Stunde.

Sodj. Unheimliche Gerüchte durchschwirren in der letzten Zeit die Luft: es seien Teile eines menschlichen Körpers in einer Heringstonne mit den Fischen zusammen eingekalken gefunden worden. Zum Glück erwies sich die ganze Geschichte als erfunden und dürfen nun diejenigen, die beim Auftauchen dieses Gerüchts geschworen hatten, nie wieder einen Hering zu essen, ruhig ihren Schwur brechen. Vor ca. 2 Monaten aber wurde hier in der That ein grauenvoller Mord verübt. Ein fast 70jähriger Mann erschlug seine betagte Ehehälfte, zerstückelte den Leichnam, stopfte die Stücke in den Ofen, heizte denselben an, verschloß das Haus, übergab den Schlüssel seinem verheirateten, anderweitig wohnenden Sohne und machte sich selbst aus dem Staube. Der abscheulich breuzelige Geruch beunruhigte die Nachbarschaft; es wurde die Polizei geholt, die Thür erbrochen und das Verbrechen entdeckt. Der Mörder selbst wurde auf einer Station der Warschauer Eisenbahn ergriffen und sitzt nun hinter Schloß und Riegel.

Astrachan. Der Sturm vom 18. Dezember hat auf dem Wasser und auf dem Festlande einen Schaden angerichtet, der sich auf eine halbe Million beziffert. Die niedrigen Frachtzahlungen, die Tenerung des Heizmaterials haben den Schiffserhedern Verluste bereitet. Viele haben die Schiffseremonten verschoben. Mechanische Fa-

briten, die Tausende von Arbeitern beschäftigten, verringern die Zahl der Werkstätten.

6) Ausland.

Rom. Das heilige Kollegium der Kardinäle hat in den acht ersten Monaten des Jahres 1899 sieben Mitglieder durch den Tod verloren. Seit dem 10. August aber ist kein Kardinal mehr gestorben, und da Leo XIII. im geheimen Konsistorium vom 19. Juni 1899 11 neue Kardinäle creiert hat, so zählt das heil. Kollegium zu Anfang dieses Jubeljahres 61 Mitglieder: 6 Kardinalbischofe, 49 Kardinalpriester und 6 Kardinaldiakone. Darunter befinden sich 35 Italiener, 7 Franzosen, 5 aus Osterreich-Ungarn, 5 Spanier, 2 Deutsche (Kopp und Steinhuber), sowie je ein Pole, Portugiese, Australier, Nordamerikaner, Belgier, Irländer und Engländer. Von ihnen residieren in der Kurie 22 Italiener, sowie je 1 Pole, Franzose, Deutscher und Spanier, während die übrigen 35 in ihren betreffenden Heimatländern erzbischöfliche oder bischöfliche Sitze inne haben. Senior des heil. Kollegiums dem Lebensalter nach ist der Kardinal di Canossa, Bischof von Verona, der im 91. Jahre steht und seit nahezu 23 Jahren den Purpur trägt, der jüngste ist der spanische Kardinalbischof Vives y Tuto aus dem Kapuzinerorden, geboren am 15. Februar 1854 und seit 19. Juni 1899 mit dem Purpur bekleidet. Dekan des heil. Kollegiums, d. h. ältester Kardinalbischof, ist der Piemontese Deggio di Santo Stefano, geboren am 9. Juli 1828 und Kardinal seit 22. Dezember 1873. Dieser Kirchenfürst ist auch Kämmerer der hl. römischen Kirche, als welcher ihm während der Sedisvakanz die Leitung der Geschäfte bis zur Wahl des neuen Papstes obliegt. Die anderen Kardinäle, welche Ämter von besonderer Wichtigkeit bekleiden, sind: der Vizekanzler der hl. römischen Kirche, Kardinal Parocchi, der Groß-Pönitentiar Kard. Seraphin Vannutelli, der Pro-Dator Kard. Aloisi Masella, der Staatssekretär Kard. Rampolla, der Sekretär der Brevien Kard. Nave-Macchi, der Präfekt der Kongregation für die Angelegenheiten der Bischöfe und Ordensleute Kard. Gotti, der Präfekt der Kongregation für Durchführung der Beschlüsse des Tridentiner Konzils, Kard. di Pietro, der Präfekt der Propaganda-Kongregation, Kard. Ledochowski, der Präfekt der Index-Kongregation Kard. Steinhuber, der Präfekt der Riten-Kongregation Kard. Mazella, der Präfekt der Studien-Kongregation Kard. Satolli. Unter den Kardinälen gibt es 10 Ordensleute, nämlich 2 Jesuiten (Mazella, Suburbikarbischof von Palästina und Diakon Steinhuber,) 2 Benediktiner (Celestia, Erzbischof von Palermo und Vaszary, Erzbischof von Gran,) 2 Dratorianer (Capecelatro, Erzbischof von Capua und Ferraud, Bischof von Autun,) 1 Franciscaner (Netto, Patriarch von Lissabon,) 1 Unbeschuhter Karmelit (Gotti,) 1 Dominikaner (der Diakon Pirotti) und 1 Kapuziner (der Diakon Vives y Tuto).

Indien. Alle Berichte stimmen darin überein, daß die Hungersnot, die jetzt wieder in Indien ausgebrochen ist, die schwerste ist, die das Land seit Jahrzehnten erlebte, und daß sie die schlimmste Zeit von 1896/7 noch an Schrecken übertrifft. Die offiziellen Berichte zeigen, daß jetzt nicht weniger als zwei und eine halbe Million Menschen mit Notstandsarbeiten beschäftigt sind, und es gilt als sicher, daß diese kolossale Zahl immer noch nicht den Anforderungen der Situation entspricht. Die „Times of India“ stellt fest, daß nicht ein Bezirk in der Präsidentschaft Bombay verschont geblieben ist, und daß, wenn auch einzelne Bezirke weniger hart betroffen sind, doch in den meisten die Hungersnot in der schlimmsten Form herrscht, oder als mit Sicherheit bevorstehend anzusehen ist. Und als wenn die Lage nicht so schon traurig genug wäre, gefellt sich zu dem Mangel an Speisen auch noch der an Wasser, ja in einzelnen Gegenden wird es bald am allernötigsten Trinkwasser fehlen. Dadurch wachsen natürlich die Leiden der beklagenswerten Bevölkerung ins Ungemessene und damit auch die Schwierigkeiten für die englische Regierung. Indien ist offenbar noch sehr weit von der Gesundung seiner inneren und nationalökonomischen Verhältnisse entfernt, und alle die großen Anstrengungen und die großen Ausgaben, die die englische Regierung gemacht hat, sind wenig oder gar nicht von dauerndem Erfolge gewesen. Es sind bedeutende Bewässerungsanlagen geschaffen, aber sie sind im Verhältnis zur Größe des zu bewässernden Terrains viel zu klein, auch die Eisenbahnbauten haben nicht die Vorteile bringen können, die erwartet wurden. Es ist eine Thatsache, daß jede Hungersnot Indien mehr

Menschenleben kostet, als die indischen Kriege bis jetzt erfordert haben, und der Schaden, den eine solche Periode für das Nationalvermögen, sowohl Indiens, als auch Englands bedeutet, ist unermesslich. Man ist sich hierüber in England auch vollkommen klar geworden. Es sind wieder alle möglichen Vorschläge gemacht worden, um der landbauenden Bevölkerung in Indien zu helfen — man will besondere Agrarbanken gründen, man will versuchen, dem Wucherruwesen zu steuern, man will landwirtschaftliche Maschinen einführen u. s. w., aber alle diese Vorschläge, so gut gemeint sie auch sind, und so sehr sie auch in manchen Fällen das Richtige und Notwendige treffen, werden stets ebenso erfolglos bleiben, wie die früheren Maßnahmen, solange an ihrer Durchführung nicht mit viel größerer Energie und Einheitlichkeit gearbeitet wird. Der jetzige Vizekönig von Indien, Lord Curzon, scheint nach allem ein umsichtiger, wohlwollender, und kluger Beamter zu sein; er hat ein reiches Arbeitsfeld, um diesen Ruf zu rechtfertigen. Vorläufig muß Indien indessen nochmals an die Mildherzigkeit im Mutterlande appellieren.

Deutschland Es verbreitete sich das Gerücht, daß die bekannte deutsche Firma Krupp an England verschiedene Geschosse liefern wolle. Zu Anbetracht dessen wird in officiöser Form folgende, offenbar vom Auswärtigen Amt ausgehende Note veröffentlicht:

Zu der Preise ist wiederholt berichtet worden, daß die Firma Krupp in Essen mit der schleunigen Ausführung eines großen Auftrages zur Lieferung von Stahlgranaten an England beschäftigt sei. Dabei hat man die Frage aufgeworfen, ob es mit den Pflichten strenger Neutralität, die das Deutsche Reich in dem südafrikanischen Kriege beobachtet, verträglich erachtet werden könne, wenn Lieferungen von Kriegsmaterial aus Deutschland an eine der kriegführenden Parteien ausgeführt würden. Wie wir erfahren, wird diese Frage an zuständiger Stelle verneint, und es ist deshalb nach dem Erscheinen jener Meldung die Firma Krupp erjucht worden, die etwa beabsichtigte Absendung von Waffen, Geschützen, Munition oder anderweitigem Kriegsmaterial an eine der beiden kriegführenden Parteien einzustellen.

Paris. Der Haupteingang zu der Pariser Weltausstellung wird ein architektonisches Riesenthor an der Place de la Concorde bilden, wo hohe Gerüste es noch den Blicken der Neugierigen verbergen. Drei Bogen von 45 Metern Höhe werden so zu einander gestellt, daß sie ein Dreieck umschließen, welches von einer ungeheuren Kuppel überdeckt, bei Regenwetter 2000 Personen Schutz gewährt. Diese Kuppel wird in Gold und Purpurrot strahlen. Zu beiden Seiten des aus Eisen mit einer leichten Mörtelbekleidung gebanten Thores erheben sich schlauke Türme. Den Hauptbogen des Thores krönt das Vorderteil des Schiffes aus dem Stadtwappen von Paris, und das Ganze überragt eine allegorische Riesenfigur des Weltfriedens. Der gezackte Rand des bunt bemalten Mauerwerks wird mit vielfarbigem Glase ausgelegt sein, das in tausendfältiger Pracht die Sonnenstrahlen zurückwirft. Im Innern des Gewölbebogens werden Statuen die „See Elektrizität“ darstellen, und zu beiden Seiten ziehen sich Friese von 9 Metern Länge und 2 Metern Breite hin, welche in allegorischen Bildwerken die Arbeit veranschaulichen: Lange Reihen von Arbeitern aus allen Werkstätten menschlicher Thätigkeit eilen mit den Erzeugnissen ihres Fleißes der Ausstellung zu. — In sehr geschickter Weise hat der Architekt den Plan verwirklicht, den zahlreichen Besuchern der Ausstellung einen schleunigen Eintritt und gleichzeitig eine Kontrolle zu ermöglichen. Achtundfünfzig Gänge, die im Halbkreise aneinander gereiht sind, laufen auf einen Punkt aus, wo ein Kontrolleur die Eintrittskarten abnimmt. Man hat ausgerechnet, daß auf diese Weise gegen 70,000 Besucher durch dieses einzige Thor in einer Stunde Einlaß in die Ausstellung erlangen können, ohne daß eine bedeutende Stockung im Verkehre daraus entsteht.

A l l e r l e i.

Dom Pauls Lungen. Vor Ausbruch des Krieges kamen ein paar Buren aus dem Hinterland bei Präsident Krüger zum Besuch. Dom Paul ließ sie u. a. die Gouvernementsbüreau sehen und fragte die Hinterländer, ob sie wohl imstande seien, die Lichter auszublasen. Die Buren, Riesenherse, stellten sich in Positur und bliesen, daß sie rot wurden wie Trutzhähne. Aber die Lichter brannten ruhig weiter. Dom Paul lächelte schlau, blies mit aller Kraft und drückte gleichzeitig auf den elektrischen

Knopf. Ein allgemeines Ah erfolgte, als gleichzeitig zwei Lichter erloschen. Das ganze Hinterland bewundert jetzt Dom Pauls Lungen, die soviel Luft fassen, daß er damit Licht durch ein Glas hindurch ausblasen kann.

— Selmerding vor Gericht. Nicht vor gar zu langer Zeit ist der bekannte Schauspieler Selmerding gestorben. Anlässlich seines Todes tauchen nun verschiedene Anekdoten auf. Von vielen anderen sei nur folgende mitgeteilt. Sie trug sich in den siebziger Jahren zu und führte den beliebten Künstler vor die Schranken des Gerichts.

Selmerding mußte damals, um vormittags an den vorgeschriebenen Proben im Wallner-Theater teilzunehmen, von seiner Wohnung aus durch die Blumenstraße gehen. Sein Weg führte ihn dabei an einem Bäckerladen vorüber, in dessen Thür regelmäßig der Bäckermeister stand, um nach der Last und Hitze der Nacht wohlgefällig das Getriebe der Großstadt zu betrachten. Er kannte den berühmten Selmerding und begrüßte ihn stets mit den Worten:

„G—g—gu—gut—t—t—ten M—m—m—morgen, H—h—herr Selmer—d—ding!“

Der alle Zeit zu lustigen Streichen aufgelegte Komiker antwortete, nachdem sich dieser Gruß mehrmals wiederholt hatte, ernsthaft: „M—m—m—morgen, M—m—m—meister!“

Der Bäckermeister fühlte sich durch das Nachahmen seines Sprachgebens beleidigt und stellte beim zuständigen Gericht Strafantrag wegen Beleidigung gegen Selmerding. Vor Gericht werden Kläger und Beklagter aufgefordert, ihr Für und Wider darzulegen.

Der Bäckermeister erzählt stotternd den Hergang. Selmerding entgegnet: „H—h—herr G—g—gerichtshof, i—i—i—ich st—t—t—stottere auch!“

Der Richter erklärte, daß niemand den Einwand des Beklagten gelten lassen könne. Denn jeden Abend höre man ihn doch in unvergleichlich glatter Rede auf der Bühne sprechen.

Selmerding antwortet mit Überzeugung:

„S—j—j—ja, meine H—h—h—herren Richter, au—auf d—d—der B—b—bühne verstelle ich mich!“

Gelächter im Zuhörerraum.

Nach Hin- und Wiederreden einigen sich die Parteien. Eben im Begriff, den Gerichtssaal zu verlassen, raunt Selmerding seinem Partner ins Ohr: „Sie sind doch ein rechter Schafskopf!“

Aufgebracht wendet sich der Bäckermeister zurück an die Richter und erklärt: „H—h—herr G—g—g—gerichtshof, j—j—jetzt hat er g ganz v—v—vernünftig geredet!“

— Dem „letzten Grand General, Sr. Lordschaft Roberts“, widmet die Münchener „Jugend“ in ihrer jüngsten Nummer folgendes Beileidsgedicht:

Auf allen Wegen,
O Grau'n,
Sind die Kollegen
Verbau'n
Nach bestem Brauch!
Die Buren lauern im Felde.
Warte — in Bälde
Gauen sie dich auch!

— Verdorrene Freude. Meier (zu seinem Lehrling): „Löwy, können Sie tragen meine Schuhe?“ — Löwy (freudig): „O ja, Herr Meier.“ — Meier: „Dann nehmen Sie sie und tragen sie in meine Wohnung.“

Briefkasten.

Podkolsina. Danke. Wird folgen.
№ 281. Adresse geändert. Gratias!

Bestellst nicht

den „Russisch-Deutschen Boten!“ Warum nicht? Weil darin Artikel gedruckt werden, die gegen den Glauben und die guten Sitten sind. Was die Abhandlungen technischen Inhaltes betrifft, z. B. „Schwebbahnen“, „Asbestindustrie“, etc., so können wir diese nur loben, der belletristische Teil ist jedoch zu verwerfen. So z. B. wird in der Erzählung: „Das Hindernis“ von M. Buditschew dem sittlichen Gefühl Hohn gesprochen, Gott und das Gewissen geleugnet und die Leidenschaft vergöttert. Dieses war uns nicht bekannt, sonst hätten wir die Ankündigung in den „Klemens“ nicht eingerückt. Die Redaktion.

Vom 15. Mai

d. S. sucht ein Lehrer passende Anstellung. Anfragen nach folgender Adresse: St. Alexandronewsk, Ekaterinoslaw. gub., село Мариновка, Г-ну священнику П. Миллерь.

Redacteur-Verausgeber J. Kruschinsky.

Довольно цензурою Саратовъ, 11 Января 1900 г

Die Grande Sociéte Meuliere Dupety et Cie.

in Frankreich

beehrt sich, die Herren Mühlenbesitzer zu benachrichtigen, daß sie den Alleinvertrieb ihrer

Mühlsteine

für die Gouv. Saratow, Samara, Simbirsk und Astrachan ihrem Vertreter Hrn. Alexander Borell in Saratow übertragen hat, und bittet, bei Bedarf sich an denselben unter folgender Adresse zu wenden: Саратовъ, ул. большой Сергiевской и Соляной ул., свой домъ „Магазинъ Сарпинковъ.“

Den Herren Mühlenbesitzern zur gefl. Beachtung.

Nachdem ich die Mühlsteine der Firma

Grande Sociéte Meuliere Dupety et Cie IN FRANKREICH

mit bestem Erfolg als erster in den Gouv. Saratow, Samara, Simbirsk und Astrachan eingeführt, haben sie wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften allseitige Anerkennung gefunden und stehen konkurrenzlos da. Ich übernehme jede Garantie für die Güte derselben und bin bereit, falls sich bei einem Mühlstein irgend welcher Mangel herausstellen sollte, denselben gegen Rückzahlung des Betrages und Vergütung der Fracht zurückzunehmen. Auch habe ich aus erster Hand direkt aus dem Auslande von den Fabriken Leder-Kamelshaar- und sonstige Riemen, sowie Instrumente zum Wecheln der Steine (Billen) und Seidencylinder, zu folgenden Preisen:

23 Wersch. breit. 19 Wersch. breit. 23 Wersch. breit. 19 Wersch. breit.
Preis pro Arschin Preis pro Arschin Preis pro Arschin Preis pro Arschin

№№	№№
0—00. 2 R. — R. 1 R. 80 R.	6. 2 R. 60 R. 2 R. 40 R.
1. 2 " 10 " 1 " 90 "	7. 2 " 70 " 2 " 50 "
2. 2 " 20 " 2 " — "	8. 2 " 80 " 2 " 60 "
3. 2 " 30 " 2 " 10 "	9. 2 " 90 " 2 " 70 "
4. 2 " 40 " 2 " 20 "	10. 3 " — " 2 " 80 "
5. 2 " 50 " 2 " 30 "	11. 3 " 10 " 2 " 90 "

Übersende auch per Post Lieferungen über 20 Rbl. auf meine Rechnung. Postnachnahme sowie Sendungen unter 20 Rbl. auf Kosten der Käufer.

Adresse: Саратовъ, Александру Андреевичу Борель на углу большой Сергiевской и Соляной, свой домъ.

Saratow, Ecke der großen Sergijew- u. Salzstraße im eigenen Hause, Sarpinka-Magazin unweit vom Abendmarkt.

Адресъ для телеграммъ: Саратовъ, Александру Борель.

Alexander Borell.

Bitte nicht zu verwechseln mit Erlanger, welcher im Hause des Mehlhändlers Borell wohnt.